

Replik auf den Artikel «Ein Flop, den niemand sofort stoppen will»

Gespräche statt Studien

Von Christoph Eymann

Mit Schule ist es wie mit Fussball; alle können mitreden, schliesslich sind alle zur Schule gegangen. Es sollen auch alle mitreden. Es wäre wichtig, diese Diskussionen sachlich zu führen. Das macht Herr Dähler in seinem Artikel «Ein Flop, den niemand sofort stoppen will» leider nicht.

Im Moment scheint ein Streit der Studien zu herrschen. Gerade im Bildungsbereich gibt es starke Reflexe, alles evaluieren zu lassen, Studien in Auftrag zu geben. Meistens verlangt dies die Politik. Das Bildungswesen soll rechtfertigen, was mit dem Geld geschieht. So weit, so gut; ich behaupte, dass es im Bildungsbereich eher zu viele Studien gibt, weniger wäre oft mehr. Studien sind dann gerechtfertigt, wenn sie zu neuen Erkenntnissen führen und zeigen, wo und wie man etwas verbessern kann.

Wir in Basel-Stadt nehmen Studien zur Kenntnis, vertrauen aber in erster Linie auch auf den Dialog mit den Lehrpersonen. Wir sind mit der Kantonalen Schulkonferenz und der Gewerkschaft im Austausch. Natürlich sind die Meinungen unterschiedlich. Natürlich wird hart diskutiert. Aus jedem Gespräch mit den Delegationen der Lehrerschaft lernen meine Mitarbeitenden und ich aber. Wir erfahren, wie es in der Praxis aussieht. Wir hören, ob und wo Handlungsbedarf besteht. Wir müssen ab und zu auch zugeben, dass ein erkanntes Problem nicht oder nicht sofort lösbar ist. Persönliche Gespräche können durch Studien nicht ersetzt werden.

Vorsicht bei Studien

Dennoch können wissenschaftlich erhobene Resultate hilfreich sein. Sie müssen aber gewissen Qualitätskriterien entsprechen. Zu den Studien, die von Herrn Dähler im BaZ-Artikel vom 29. März zitiert werden: Die Universität Aarhus hat untersucht, was die internationale Forschung zum gleichzeitigen Lernen von mehreren Fremdsprachen in der Schule sagt. Dabei hat sie nur Studien berücksichtigt, die qualitativ genügen. Erste Feststellung: Es gibt wenig Studien zu dieser Fragestellung und noch weniger, die qualitativ gut sind.

Stefan Wolter, Direktor der Schweizerischen Koordinationsstelle für Bildungsforschung, hat den Bericht aus Dänemark für die Schweiz ausgewertet. Er – nicht die Erziehungsdirektorenkonferenz, wie die Basler Zeitung irrtümlich

meint – schreibt in einem Artikel, dass damit unter anderem gezeigt werde, dass als Argumente für das Verbannen des Französischunterrichts aus der Primarstufe keine Forschungsergebnisse ins Feld geführt werden können. Das ist eine wichtige Feststellung, denn in der aktuellen Diskussion wird andauernd unter Bezug auf wissenschaftliche Studien gegen das Modell 3/5 (3. Klasse erste Fremdsprache/5. Klasse zweite Fremdsprache) argumentiert. Zum Beispiel in der Studie Pfenninger; auch Herr Dähler kommt in seinem Artikel auf diese zu sprechen. Zu dieser Studie: Sie fand keinen Eingang im oben erwähnten Bericht der dänischen Forschungsstelle, weil sie offensichtlich qualitativ nicht genügt. Aus ihr können keine Erkenntnisse für die aktuelle Diskussion abgeleitet werden. So weit die Wissenschaft.

Dann erwähnt Herr Dähler auch noch die kürzlich publizierte Fremdsprachenevaluation der Bildungsdirektorenkonferenz Zentralschweiz. Für ihn ebenfalls ein Beweis dafür, dass das Modell 3/5 nicht funktioniert. Das ist wenig differenziert.

Keiner erwartet, dass die Schüler am Ende der Schulzeit eine Fremdsprache können.

In der Zentralschweiz beginnen die Schülerinnen und Schüler mit Englisch in der 3. Klasse. Bereits in der 8. Klasse erreichen im Englisch rund zwei Drittel von ihnen – ohne 20 Prozent Gymnasiastinnen und Gymnasiasten – im Schreiben und Lesen die Ziele, die per Ende der obligatorischen Schule zu erreichen sind. Das ist ein sehr gutes Ergebnis für den schulischen Fremdsprachenunterricht. Im Französischen, das im 5. oder 7. Schuljahr einsetzt, ist die Zielerreichung – bei insgesamt deutlich weniger Lernzeit als im Englischen – klar weniger gut.

Wenn man dieses Ergebnis aus Sicht der Region Basel interpretieren will, dann lässt sich der Schluss ziehen, dass es offensichtlich besser ist, mit Französisch in der 3. Klasse zu beginnen. Die Ziele im Englischen scheinen dagegen auch mit weniger Lernzeit realistisch. Wir verfügen über ein eigens für unsere Lernenden von Fachleuten aus der Schule und der Pädagogischen Hochschule entwickeltes, sehr gutes

Lehrmittel und haben bereits viel in die Weiterbildung der Lehrpersonen investiert. Wir werden den Französischunterricht in den kommenden Jahren (2017 und 2020) evaluieren. Das wird erste Beurteilungen ermöglichen. Bis dahin lassen wir uns nicht von solchen Flop-Artikeln verunsichern. Wir sind den Schülerinnen und Schülern schuldig, nicht auf Stammtischniveau Diskussionen zu führen. Mit aller Sorgfalt und im engen Dialog mit den Lehrpersonen werden dann die Folgerungen erarbeitet. Wenn Korrekturbedarf gegeben ist, dann muss eben korrigiert werden. Das aber in Ruhe, damit die Schule nicht beschädigt wird. Dazu braucht es auch keine Fülle von Volksinitiativen, über welche in gewissen Kantonen kaum noch jemand den Überblick zu haben scheint.

Als Fortschritt zu werten

Erste vereinzelte Rückmeldungen von Lehrpersonen deuten darauf hin, dass Schülerinnen und Schüler an den neuen Sekundarschulen im Kanton Basel-Stadt motivierter Französisch lernen. Sie sprechen frei, wenn auch mit Fehlern. Dies ist als Fortschritt gegenüber dem Fremdsprachenunterricht mit dem alten Lehrmittel zu werten. Denn auch mit den Lehrmitteln «Bonne Chance» oder «Envol» war der Weg zum Erlernen von Französisch schwierig und die am Ende der Schulzeit erreichten Sprachkompetenzen sehr unterschiedlich.

Und zu guter Letzt: Keiner erwartet, wie das Herr Dähler in seinem Artikel formuliert, dass die Schülerinnen und Schüler am Ende der obligatorischen Schule mit 15 Jahren «eine Fremdsprache können». Es geht darum, Grundkompetenzen zu erwerben, auf denen man in der weiteren Schullaufbahn aufbauen kann. Die Konkurrenz, gegen welche die heutigen Schülerinnen und Schüler sich später im Arbeitsmarkt werden durchsetzen müssen, ist eine internationale. Wir haben die Pflicht, dafür zu sorgen, dass unsere Jugend mithalten kann. Dazu darf man auch etwas von ihr fordern.



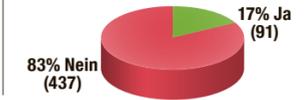
Christoph Eymann ist Erziehungsdirektor des Kantons Basel-Stadt

Frage des Tages

Ist es richtig, die Fasnacht auf die Liste der Weltkulturerbe zu setzen?

Die Basler Fasnacht soll auf die Unesco-Liste der Weltkulturerbe kommen. Finden Sie das richtig? www.baz.ch

Das Ergebnis der Frage von gestern: **Stehen Sie dem Kasernen-Projekt wohlwollend gegenüber?**



In freudiger Erwartung. Im November 2017 wird entschieden, ob die Fasnacht auf die Liste des immateriellen Weltkulturerbes gesetzt wird. Foto Florian Bärtschiger

Basler Fasnacht offizielle Kandidatin für Weltkultur

Bundesamt für Kultur hat Aufnahmeantrag bei Unesco eingereicht

Von Dominik Heitz

Bern/Basel. Nun ist es offiziell: Das Bundesamt für Kultur hat gestern bei der Unesco offiziell die Kandidatur der Basler Fasnacht für die Aufnahme in die repräsentative Liste des immateriellen Kulturerbes der Menschheit eingereicht. Nach dem Winzerfest von Vevey handelt es sich um die zweite Schweizer Kandidatur. Der Entscheid wird im November 2017 publik gemacht.

Der Bund argumentiert, dass die Basler Fasnacht weit über die Kantons- und Landsgrenzen hinaus bekannt sei und ein seltenes Beispiel für eine protestantische Fasnacht darstelle. «Während der «drey scheenschte Dääg» wird munter gespottet über die Absurditäten, Unzulänglichkeiten und Fehlritte der Politik und der lokalen, nationalen und internationalen Gesellschaft», heisst es.

Fünf Kriterien

Der Kandidatur liegen fünf Kriterien zugrunde, die für alle Kandidaturen bei der Unesco gelten: ihre Übereinstimmung mit der Definition des immateriellen Kulturerbes, ihr Beitrag zur Sichtbarkeit der Thematik, die Qualität der vorgeschlagenen Bewahrungsmassnahmen, die Beteiligung der betreffenden Gemeinschaft, die Eintragung in eine Inventarliste.

Im Oktober 2014 hatte der Bundesrat eine Vorschlagsliste von acht

Schweizer Traditionen genehmigt, die für die Aufnahme in das immaterielle Kulturerbe der Menschheit kandidieren werden. Neben der Basler Fasnacht sind der Umgang mit der Lawinengefahr, das Uhrmacherhandwerk, die Schweizer Alpsaison, Schweizer Grafikdesign und Typografie, der Jodel, die Historischen Prozessionen von Mendrisio und das Winzerfest von Vevey als erste Kandidatur der Schweiz in der Liste aufgeführt. Die Liste wurde im März 2015 offiziell bei der Unesco eingereicht.

Entscheid in Äthiopien

Als Erstes ist das Winzerfest von Vevey zur Beurteilung der Unesco an der Reihe. Wenn alles gut geht, wird es im kommenden November in die Liste aufgenommen. Über eine Aufnahme der Basler Fasnacht wird im November 2017 an der elften Sitzung des Zwischenstaatlichen Komitees für die Bewahrung des immateriellen Kulturerbes in Addis Abeba in Äthiopien entschieden.

Der Bundesrat hat unter den kandidierenden Traditionen keine Prioritäten gesetzt; die Reihenfolge, in der die Kandidaturen eingereicht werden, hängt vom jeweiligen Vorbereitungsstand ab. Für die Basler Fasnacht hatte eine Gruppe von Leuten unter der Leitung des Präsidialdepartements eine umfassende Dokumentation zusammengestellt.

Kantonsspital Baselland eröffnet «Filiale» in Basel-Stadt

Betreiberin der Praxis «Urologie Kirschgarten» im Basler Hirschgässlein ist die staatliche Baselbieter Spitalgruppe

Von Joël Hoffmann

Basel/Liestal. Das Kantonsspital Baselland (KSBL) bestand bisher aus drei Standorten: Laufen, Liestal und das Bruderholz in Bottingen. Seit heute haben die Baselbieter zudem eine Filiale in Basel-Stadt. In einem Brief an die Ärzte, welcher der BaZ vorliegt, informiert das KSBL über die Übernahme einer bisher privaten Urologiepraxis im Basler Hirschgässlein: «Wir freuen uns, von Dr. Barone die Praxis per 1. 4. 2016 zu übernehmen. Sie wird unter dem Namen Urologie Kirschgarten weitergeführt werden.»

Rund um die Uhr, an sieben Tagen in der Woche soll die Praxis für dringende Fälle durch einen Facharzt des KSBL besetzt sein. In der Regel soll der Patient jeweils den selben Arzt haben. Die Praxisbewilligung läuft auf die beiden Chefärzte der Urologischen Universitätsklinik des KSBL: Thomas Gasser und Patrick Maurer. Gasser kennt man auch von der Medizinischen Fakultät der Universität Basel, deren Dekan er ist. Das bedeutet also auch, dass die Praxis eng verbunden ist mit der gesamten Infrastruktur des KSBL.

Diese neue Praxis könnte als Angriff auf die Urologie des Unispitals verstanden werden. Dort hat unterdessen Chef-

arzt Alexander Bachmann gekündigt. Das Spital teilt mit: «Alexander Bachmann wird das Unispital per Ende Mai auf eigenen Wunsch verlassen.» Bachmann war noch nicht definitiv angestellt. «Er hat auf das Evaluationsverfahren verzichtet und hat daher gekündigt», heisst es aus dem Unispital weiter. Am 1. Juni werde Stellvertreter Helge Seifert die Chefarztposition ad interim übernehmen. Und in diesem Moment drängen die Baselbieter mit Chefarzt und Dekan Gasser nach Basel – ein günstiger Zeitpunkt für einen Angriff auf das Unispital, den Noch-Konkurrenten und Fusionspartner in spe.

Mehr Patienten für das KSBL

Jürg Aebi, CEO des KSBL, widerspricht: «Die Übernahme der Praxis ist kein Angriff auf das Unispital, im Gegenteil, wir haben die Praxisübernahme mit den Behörden aus Stadt und Land sowie mit dem Unispital abgesprochen», sagt er. Der abtretende Praxisinhaber Carlo Barone habe seit Längerem vergeblich eine Nachfolge gesucht. Er habe eine Praxis von regionaler Bedeutung mit grossem Kundenstamm geführt. «Herr Barone war es ein persönliches, grosses Anliegen, dass seine Praxis durch in der Region bekannte

und gut verankerte Personen weitergeführt wird, und dass sich nicht eine auswärtige Nachfolge oder ein auswärtiges Gesundheitsunternehmen hier in der Region einnistet», sagt Aebi weiter.

Aebis Erklärung wirkt so, als ob das KSBL als Ritter in glänzender Rüstung die Praxis übernimmt, damit sich keine profitierbaren privaten Gesundheitsunternehmen «einnisten». Selbstver-

ständlich ist die Praxis ein zusätzliches Vehikel, um Patienten auf das Bruderholz oder nach Liestal zu locken. Man muss aber festhalten, dass dies keine neue Entwicklung wäre. Dazu Aebi: «Das KSBL und Barone pflegen seit Jahren eine intensive Zusammenarbeit.» Vor seiner Selbstständigkeit arbeitete Barone übrigens im KSBL, am Standort Liestal.



Drei in eins. Urologe Thomas Gasser ist Chefarzt, Dekan und neu auch Praxisinhaber. Foto Nicole Pont



Gewiefter Taktiker. KSBL-CEO Jürg Aebi expandiert, ohne dabei auf Kritik aus Basel zu stossen. Foto Kostas Maros

Doch weshalb tritt das KSBL in Basel nicht offen als KSBL auf? «Wir wollten nicht, dass die Praxis als Niederlassung des KSBL in der Stadt wahrgenommen wird», erklärt Aebi. Einerseits handle es sich nach wie vor um eine Praxis, welche auch weiterhin im gewohnten Rahmen für ihre Patienten da sein soll und nicht um ein Spital. «Andererseits soll die Praxis auch weiterhin eigenständig auftreten, auch wenn sie neu und ergänzend den direkten universitären Back-up und erweiterten Service vom KSBL genießt», führt der KSBL-CEO Aebi weiter aus.

Vorläufer der Spitalfusion

Das Unispital seinerseits hat vom Kauf der Praxis abgesehen, weil es keine Konkurrenzsituation zu Fachärzten in Basel schaffen und weil sich das Unispital auf die Spitzenmedizin spezialisieren will. Dennoch steckt hinter der Zurückhaltung des Unispitals mehr. Es ist Ausdruck dafür, dass beide Spitäler auf Führungsebene tatsächlich enger zusammenarbeiten wollen. Und durch Gasser als Dekan der Medizinischen Fakultät besteht ein enger Austausch mit dem Unispital. Der nächste Schritt wäre die Fusion. Die Urologie könnte also der Vorläufer der Spitalfusion sein.